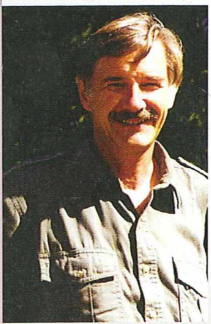


ZUR DISKUSSION

Die Zukunft der Arten

NATUR IM WANDEL – WANDEL DER BETRACHTUNGSWEISE



DIE TIER- UND PFLANZENWELT IST ZU GROßEN TEILEN NICHT VON DIESER „UNSERER WELT“

Eigentlich leben wir in einer fremdartigen Natur. Auf den Fluren wächst Getreide, das aus dem Vorderen Orient stammt. Der Mais hat seine Heimat im Hochland von Mexiko. Die Kartoffeln kommen aus den südamerikanischen Anden. Nicht einmal das Bier können wir unser Eigen nennen, denn auch die Gerste stammt nicht von hier. Schon vor Jahrtausenden hatten sie die aus Vorderasien nach Mitteleuropa eingewanderten Ackerbauern mitgebracht und von dort, aus dem westlichen Zentralasien, kommt auch der Hopfen. Wie man Bier braut, wussten die Kulturvölker des Vorderen Orients schon viele Jahrhunderte, als Germanien noch „finstere Wälder“, dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus zufolge, bedeckten. Das weite Land jenseits des Limes war für die Römer nicht erstrebenswert, weil dort kein Wein mehr gedieh. Die Reben hatten sie aus dem östlichen Mittelmeerraum erhalten und bis an die Grenzen des Imperiums, bis zum Limes, heimisch gemacht. Fremd ist er also, der Wein an Mosel, Main, Rhein und Donau; fremd, wie viele Obstsorten und die meisten Pflanzen, die in Gärten, Parks und Anlagen blühen oder sie mit ihrem Wuchs schmücken.

Nicht aus der weiten Ferne, sondern aus der Höhe der Bergwälder

Der gegenwärtige Zustand der heimischen Natur wirft die Frage auf, welche Natur wir eigentlich schützen wollen. Viele Pflanzen- und Tierarten, die früher selbstverständlich waren, kommen heute nur noch selten vor. Andere wurden häufiger, wanderten ein. Was steckt hinter dieser allgemeinen Dynamik der Natur? Hat es sie schon immer in dieser Form gegeben, und welche Rolle kommt dabei den menschlichen Eingriffen in die Natur und Umwelt zu? Josef H. Reichholf lädt zu einer Diskussion über den Wandel der heimischen Natur, die Ziele und Irrtümer des modernen Naturschutzes ein.

der kam die Fichte, der heutige „Brotbaum“ der Waldbesitzer, in unsere Forste. Aus dem südöstlichen Europa stammt die Buche, von der wir unseren Ausdruck für Schriftzeichen bezogen haben, die „Buch-Staben“. Denn es waren Stäbchen aus Buchenholz, mit denen unsere ferneren Vorfahren erste beständige und versetzbare Zeichen fertigten. Aus den Schluchten des Balkans gelangte vor wenigen Jahrhunderten die gewöhnliche Kastanie, die Rosskastanie, zu uns – und wurde erst im vergangenen Jahrhundert zum Charakterbaum der (bayerisch-österreichischen) Biergartenkultur. Was Wunder, dass auch die Tierwelt zu großen Teilen nicht von dieser „unserer Welt“ ist, wenn doch die Fluren, die Wälder und die Gärten voll sind mit Pflanzen fremder Herkunft.

So stammen unsere Rinder nicht etwa von den gewaltigen germanischen Ur-Rindern (Auerochsen) ab, sondern von eher kleinwüchsigen Formen, die vor mehreren Jahrtausenden am Rand der vorderasiatischen Gebirge lebten. Dort zogen sie in kleinen Herden umher, wo der Wald allmählich in die Steppe überging. Etwa 15 Mio. Rinder gibt es zurzeit allein in Deutschland und ihr Lebendgewicht übertrifft das der 82 Mio. Menschen um ein Mehrfaches. Ur-Rinder gab es in früheren Zeiten wohl kaum mehr als ein paar Zehntausend. Aus Westasien gelangten

Zuchtformen von Wildziege und Wildschaf als Haustiere zu uns und nicht einmal beim Schwein können wir sicher sein, dass es von mitteleuropäischen Wildschweinen abstammt. Diese mischten höchstens nachträglich mit, als sich Hausschweine, die in die Wälder getrieben worden waren, um sich darin mit Eicheln und Bucheckern selbst zu mästen, mit wilden Ebern paarten. Solche Halb-Wildschweine wurden jedoch frühzeitig geschlachtet, um zu verhindern, dass die Hausschweine zu „wild“ wurden. So verdanken wir der Germanen und Gallier liebste Fleischtier ausgerechnet jenem Großraum, in dem später die Menschen aus religiösen Gründen das Schweinefleisch als unrein einstufen und nicht verzehren, nämlich dem eurasischen Nordrand der islamischen Welt.

Zweifel sind sogar angebracht, ob wenigstens einige der vielfältigen Zuchtformen des Haushundes von west- und mitteleuropäischen Wölfen abstammen. Die wenigen Rassen, bei denen dies wahrscheinlich war, ließ man hängst wieder aussterben. Klar liegt der Fall hingegen bei der Katze. Zur Hauskatze machten sie die alten Ägypter, zu deren Zeit sie als Göttin Hastet verehrt, zu Jahrtausenden einbalsamiert und mit ähnlicher Sorgfalt wie Menschen zu Mumien verarbeitet wurde. Mit der

europäischen Wildkatze mischt sich diese nordafrikanische Falbkatze zwar durchaus, weil beide Formen nicht artverschieden sind, sondern nur Unterarten darstellen, aber gerade das sieht man in Kreisen von Jägern und auf Rassereinheit bedachten Naturschützern höchst ungern. Die Mischlinge müssen, so ihr Credo, ausgemerzt werden. Diese Einstellung macht deutlich, dass selbst nach Jahrtausenden ihres Hierseins die Hauskatze immer noch in gewisser Weise als Fremdling eingestuft wird. Und sollte sie im Stadtpark mal ein Kaninchen jagen, greift sie nach einer ihrer Urheimat näher liegenden Beute als beim Fang einer Amsel. Denn Kaninchen stammen von der Iberischen Halbinsel und gekommen sind sie mit den Römern. Währenddessen rückte der Feldhase mit der sich ausbreitenden Landwirtschaft aus den südöstlichen Steppen vor und wurde zum Charaktertier der Flur – und mit der Zeit auch zum Osterhasen.

Viele Arten von Pflanzen und Tieren, die früher häufiger waren, kommen gegenwärtig nur noch selten vor. Rund die Hälfte der mittlereuropäischen Artenvielfalt gilt als gefährdet. Manche Arten verschwanden im Verlauf des 20. Jahrhunderts ganz aus Österreich, Deutschland oder den Nachbarländern. Andere nahmen in ihren Beständen stark ab, gelten aber noch nicht als akut gefährdet. Wieder andere wurden häufiger und neue Arten wanderten ein oder konnten sich ansiedeln, nachdem sie Jahrzehnte- oder Jahrhunderte lang nur in Gärten oder Parkanlagen vorgekommen waren. Die Natur ist von Natur aus veränderlich, dynamisch. Ein fester Zustand oder gar ein Stillstand von Entwicklungen wäre unnatürlicher als jede Form von Veränderung.

BEDROHTE ARTENVIelfALT

„Rote Listen der gefährdeten Arten“ gib es nunmehr seit etwa einem

halben Jahrhundert. Ursprünglich von der Internationalen Naturschutzunion IUCN entwickelt, sollte die Auflistung die Schwerpunkte für den Artenschutz setzen. Das Ziel war klar und ist das auch bis in die Gegenwart geblieben: es muss alles getan werden, um das Aussterben der gefährdeten Arten zu verhindern. Tatsächlich starb seither auch nahezu keine der von den ersten Listen erfassten Arten aus, weil die Schutzmaßnahmen Erfolg hatten. Die Rate des Aussterbens sank Ende der 1990er Jahre praktisch auf null – in krassem Gegensatz, wie es scheint, zu den Klagen der kleinen und großen, besonders auch der international tätigen Naturschutzverbände, die von Tausenden Jahr für Jahr aussterbenden Arten sprechen. „Jede Stunde verschwindet eine Art“, verkündete die Umweltstiftung WWF Deutschland 1993. Die Schätzung lag anscheinend viel zu niedrig, denn vier Jahre später kalkulierte Dobson (1997) das Zwanzigfache. Allerdings lässt sich keine einzige dieser ausgestorbenen Arten benennen und es liegt auch kein wirklicher Nachweis des Aussterbens vor. Das Verschwinden so vieler Arten wird vermutet, weil höchst artenreiche Tropenwälder in den letzten Jahrzehnten in so großem Umfang vernichtet worden sind.

WIE KANN MAN DA WERTEN UND ENTWICKLUNGSZIELE VORGEHEN?

Was kann Artenschutz bewirken? Was soll der Artenschutz leisten? Die Natur ist viel zu vielfältig als dass man sie mit einer geradlinigen Einbahnstraße erschließen könnte. Sie lässt sich auch nicht in ein vorgegebenes Schema pressen, auch wenn Gesetzgeber und Verwaltungen dies gerne hätten. Sie wird sich ihren Zuordnungen immer wieder entziehen, ihre Kategorien unbrauchbar werden lassen und zu dem führen, was z. B. in der neuen „Rote Liste gefährdeter Tiere Bayerns“

ganz offen zugegeben wird: Man kann sie nicht mit ihrer Vorgängerin vergleichen! Wozu also überhaupt Rote Listen dieser Art?

Nun, in einer Hinsicht sind sie ausgesprochen wichtig. Aus ihnen geht hervor, dass der Artenschutz in den letzten 30 Jahren zum allergrößten Teil ohne Erfolg geblieben ist – zumindest in Deutschland. Viel zu wenige Arten erholten sich in dieser Zeit und wiederum bei den wenigsten von ihnen lag dies an den bloßen Schutzmaßnahmen. Erfolge zeigten sich nur dort, wo frühere Verfolgungen eingestellt oder unterbunden werden konnten. Schwarzstorch und Silberreiher nahmen ungleich stärker zu als die so intensiv geschützten und betreuten Weißstörche. Die Wiederkehr des Bibers verdanken wir seiner aktiven Wiedereinbürgerung und dem Schutz vor Verfolgung. Artenvielfalt und Bestandsgrößen von frei lebenden Säugetieren und Vögeln in den Städten spiegeln die Bedeutung des Schutzes vor Verfolgung. Jeder kann dies an der ungleich geringeren Scheu der in den Städten lebenden Tiere im Vergleich zum freien Land draußen direkt feststellen. Bei den meisten der größeren und großen Arten hängt die Zukunft nicht am Klimawandel oder an den Störungen durch Spaziergänger und Naturfreunde, sondern an den Gewehrläufen der Jäger.

Andere Jagdformen, die eine größere Vertrautheit des Wildes ermöglichen, könnten da viel verbessern – auch im Interesse der Jagd! Ob das eine realistische Hoffnung sein kann oder nicht, muss vorerst offen bleiben. Zu spät ist es jedenfalls nicht, zumal großartige Tiere an den Grenzen stehen, bereit zum Einwandern, wenn man sie nur ließe. Wie etwa der Elch, der von Tschechien her Österreich erreicht hat, oder der Braunbär, dem vielleicht doch in den österreichischen Bergen eine Zukunft beschieden sein wird. Angesiedelt haben sich in unserer Zeit mehrere Arten größerer und

„DIE NATUR IST VON NATUR AUS VERÄNDERLICH, DYNAMISCH“

DIE JAGD ERZEUGT KÜNSTLICHE SCHEU UND SCHRÄNKT DAMIT DIE LEBENSMÖGLICHKEITEN DER BEJAGTEN ARTEN SEHR STARK EIN

DIE LEBEWESSEN
WERDEN GÄNZ-
LICH UNAB-
HÄNGIG DA-
VON, WIE SIE
AUSSEHEN UND
WIE SIE LEBEN,
GESCHWEIGE
DENN WELCHE
„ROLLE“ SIE IM
SO GENANN-
TEN, REICHLICH
FIKTIVEN NA-
TURHAUSHALT
SPIELEN
(KÖNNTEN),
VORAB IN
GANZ UN-
TERSCHIEDLICHE
WERTSYSTEME
EINGEORDNET

DIE GROBEN
„FEINDE“ DER
ARTENVIELFALT
SIND DIE ÜBER-
DÜNGUNG, DIE
STRUKTURVER-
ARMUNG, DIE
VEREINHEIT-
LICHUNG DER
LEBENSBEDIN-
GUNGEN (BIO-
TOPE), DIE UN-
TERBINDUNG
KLEINER EIN-
GRIFFE (STÖ-
RUNGEN) UND
VERFOLGUNG/
BEKÄMPFUNG

großer Vögel fernab ihrer bisherigen Brutgebiete, weil sie nicht mehr geschossen werden. Es sind dies in Deutschland (West, weil in der ehemaligen DDR viel wirkungsvoller Artenschutz durch völlige Jagdschonung betrieben worden war): See- und Fischadler, Schwarzstorch, Kranich, Löffler, Kolkrahe und die Brandgans – für Österreich besonders interessant, da sich ein Großteil des neuen Brutvorkommens am unteren Inn auf der österreichischen Seite befindet. Auch Graugänse und Kormorane haben sich vielerorts angesiedelt, wo sie nicht bejagt werden.

Eingewandert sind weitere, wie die Türkentaube oder der außer in Kreisen von Vogelkundlern so gut wie unbekannte Karmingimpel (*Carpodacus erythrinus*). Eine ehrliche Bilanz ergibt wohl für die meisten Regionen Mitteleuropas Ähnliches wie für Bayern: Die Zahl der Arten hat bei Säugetieren und vor allem bei den Vögeln seit dem Jahr 1900 zu- und nicht etwa abgenommen. Für die Vogelwelt Bayerns machen die Zugänge, je nachdem, wie gerechnet wird, zwischen 10 und 20 % aus. Im Naturschutz neigt man freilich dazu, Arten, die sich neu angesiedelt haben, zu ignorieren, bis sie so allgemein bekannt sind, dass sie schließlich doch akzeptiert werden. Sollten sie dann gar wieder seltener werden oder zu verschwinden drohen, werden sie unter Schutz gestellt, und wenn sie Glück haben, wird ihnen sogar ein eigenes Schutzprogramm zuteil, das viel Geld kostet. Wie zum Beispiel den Ackerwildkräutern, von denen die meisten frühere Unkräuter waren, die nicht zur heimischen Flora gehörten. Zu den Betroffenen zählen auch der Klatschmohn und die Kornblume. Wenn sie in unserer Zeit im Hochsommer in Massen (wieder) in einem Feld blühen, darf man inzwischen die Schönheit dieser Blumen genießen, weil sie nicht mehr als schädliche Ackerunkräuter einge-

stuft sind. Zuneigung und Hilfe wird so ausgeprägten und praktisch ausschließlichen Kulturfolgern wie den Schwalben (Rauch- und Mehlschwalbe) zuteil. Vielleicht erhalten die Halsbandsittiche (*Psittacula krameri*), die seit Jahrzehnten in Stuttgart und in Städten am Rhein in den Stadtparks völlig frei leben oder die begeistert schönen Mandarinenten (*Aix galericulata*) irgendwann in absehbarer Zukunft auch den Schutz wie die Schwalben als fremde Arten früherer Zeiten. Bei der vom südöstlichen Balkan stammenden Kastanie ist es schon so weit. Sie wird jetzt gegen den spezifischen Schädling, der erst 1992 vom Linzer Raum her nach Deutschland eingedrungen ist, gegen die Kastanienminiermotte (*Cameraria ohridella*), verteidigt. Entdeckt hatte man die winzige Miniermotte erst einige Jahre vorher um den Ohrid-See in Makedonien, also im Nahbereich der Heimat der Rosskastanie. Hierzulande ist die Motte nun der invasive Schädling, der die längst als heimisch erachtete Kastanie bedroht, auch wenn bisher wohl nicht eine einzige daran umgekommen ist. Die herrlich blutrot gefärbte Feuerlibelle wird irgendwann, sollte sie sich etablieren können, sicherlich auch akzeptiert werden und die tropisch anmutende, bizarre amerikanische Büffelzirpe (*Stictophepha bisonia*) wohl auch.

Hieraus ergibt sich, dass ein zentraler Punkt der Kritik an der Einseitigkeit der Roten Listen und des Artenschutzes anzusetzen hat. „Heimisch“ ist gut, und wenn abnehmend, selten oder gar gefährdet, dann ist die Art „sehr gut“ und besonders wichtig. Auf sie muss unter allen Umständen Rücksicht genommen werden. Genau umgekehrt verhält sich der Artenschutz zu den „neuen Arten“, zu denen, die sich ausbreiten oder aufgrund irgendwelcher Vorgänge ansiedeln konnten. Man verfolgt sie mit Argwohn, stuft sie ab, soweit das geht, und wo sie vorkommen, muss die „heimische

Natur“ gestört sein. Sonst ließe sie dies doch gar nicht zu. Dass ein solches Bewertungssystem sehr viel mit Vorurteilen, aber sehr wenig mit Ökologie zu tun hat, liegt auf der Hand. Doch das Offensichtliche will man nicht sehen, weil es der längst fest vorgefassten Meinung widerspricht. Daher wird, sicherlich nicht immer, aber doch oft genug, der Öffentlichkeit vorgemacht, die Artenvielfalt sei durch diese Fremdlinge bedroht. Die emotionale Begründung reicht; nach Beweisen wird gar nicht mehr gefragt.

Daher ist der Blick zurück in die Vergangenheit so wichtig: Was wäre unsere heutige Natur, was wäre der Bezug, den der Artenschutz mit etwa dem Jahre 1900 gewählt hat, ohne die vielen gebietsfremden Arten, die in den Jahrhunderten davor nach Mitteleuropa gekommen sind? Sie machen in den meisten Lebensräumen mehr als die Hälfte der Artenspektren von Pflanzen und Tieren aus. Lediglich im Hochgebirge gibt es vergleichsweise weniger Zuwanderer aus früheren Zeiten. Die „Kulturlandschaft“ aber, die heile Welt des Naturschutzes, verdankt gerade ihren Reiz und Reichtum an Arten dem bunten Mix aus Heimischem und Zugewandertem. So gesehen sind die Roten Listen kaum mehr als ein Spiegel der Entwicklungen in der Kulturlandschaft. Wird es wieder mehr magere Flächen und offenes Gelände geben, werden manche, vielleicht sogar die meisten der heute besonders bedrohten Arten dieser Lebensraumtypen wiederkommen. Der Hitzesommer von 2003 hat die Ansätze dazu gezeigt. Dass er nicht nennenswert nachwirkte, lag am zu raschen Wechsel zur Normalität.

Die Feinde sind längst erkannt, aber sie zu bekämpfen, sieht sich der Naturschutz so gut wie außer Stande. Der Artenschwund geht daher mit weitem Abstand vor allen anderen Wirkgrößen auf das Konto der modernen Landwirtschaft. Denn Über-

düngung, Strukturverarmung und Vereinheitlichung der Lebensbedingungen (möglichst gleichartige Produktionsverhältnisse zu haben oder zu schaffen) sind ihre Auswirkungen. Der Stickstoff wurde zum „Erstick“-Stoff für die Artenvielfalt. Überdüngung, speziell auch mit Gülle, belastet Böden, Grundwasser, Oberflächengewässer und die Luft. Doch an zweiter Stelle nach der Landwirtschaft folgt, zumindest in Deutschland, bereits der Naturschutz selbst. Die Unterbindung der vielen kleinen Eingriffe, der „Störungen“, brachte genau das Gegenteil von Förderung der Artenvielfalt und Schutz der seltenen Arten. Seit keine kleinen Abgrabungen und solche mittlerer Größe, etwa in Schottergruben, mehr gemacht werden können, keine Kleingewässer in der Landschaft entstehen, kein Abflämmen von Böschungen und Triften mehr erlaubt und Kahlschläge verdammt sind, fehlt es an den jungen Stadien von Entwicklungen, mangelt es an Stellen ohne intensive landwirtschaftliche Nutzung und wächst alles zu, was nicht direkt in die Nutzungen einbezogen ist. So entfällt der zweitgrößte Teil der Artenrückgänge auf die Umsetzung von Naturschutzzielen. Das gut Gemeinte wurde zu gut und kehrte sich in sein Gegenteil um. Doch wie immer, zumal wenn dazu erst einmal Gesetze und Verordnungen erlassen sind, fällt die Korrektur schwer. Sie ist meistens unmöglich, solange die anfangs Beteiligten noch das Sagen haben. Denn sie dürfen sich ja nicht geirrt haben, schon gar nicht im administrativen Bereich, wo Natur verwaltet wird, ohne Kontakt mit ihr zu haben. Wo die Liste entscheidet und nicht das Leben, das geschätzt werden soll. Auch wenn dieses dabei zu Tode kommt.

An dritter Stelle stehen die Verfolgungen. Kaum jemandem fällt noch auf – obgleich viele Menschen die Erfahrungen in Nationalparks und Schutzgebieten in aller Welt gemacht haben – wie extrem scheu

hierzulande die größeren Tiere, vor allem Vögel und Säugetiere, sind. Sie bestaunen dieselben Arten, die es auch hierzulande gibt, in fernen Schutzgebieten ganz aus der Näh (und machen wunderbare Fotos davon!). Wären dieselben Tiere bei uns so vertraut, würde diese Vertrauensseligkeit mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit krankhaft sein. Ein Tier, das sich nicht „wild“ gebärdet, gilt als „entartet“. Das liegt nicht an der großen Zahl von Menschen in unserem Lande. Es gibt weit dichter besiedelte Länder mit vertrauten Tieren und wir kennen dies auch aus den Millionenstädten, wo Vögel zu Millionen leben und fast alle Säugetiere frei vorkommen, die es in Mitteleuropa überhaupt gibt. Es liegt an der Verfolgung.

VERBOTE TRAFEN DIE FALSCHEN

Der Rest an üblicherweise als die Natur schädigend eingestuften Bereiche und Tätigkeiten fällt hinsichtlich der Tier- und Pflanzenarten in die Bedeutungslosigkeit zurück: Bau- und Siedlungstätigkeit, Industrie und Verkehr. Nicht einmal dem Verkehr kann eine massivere Dezimierung von Vögeln und Säugetieren angelastet werden als der Jagd. Das ergibt sich aus den Jagdstatistiken in aller Deutlichkeit. Nach wie vor werden weitaus mehr – in der Größenordnung etwa das Zehnfache – an Hasen geschossen, als die Autos auf den Straßen „erlegen“. Bei Greifvögeln, wie Mäusebussard und Habicht, die mit Ausnahmegenehmigungen geschossen werden, liegt das Verhältnis noch viel krasser, ganz zu schweigen von den Krähen. An die 100.000 werden allein in Bayern pro Jahr geschossen. Nicht einmal ein Hundertstel davon fällt dem Straßenverkehr zum Opfer. Ähnlich verhält es sich mit Seuchen und Krankheiten. Bei Ausbrüchen von Entenbotulismus, hervorgerufen durch einen Erreger, welcher der „Wurstvergiftung“ verwandt ist (*Clostridium*

botulinum Typ C), kamen in manchen Sommern bis zu 30.000, im Extremfall 50.000 Enten ums Leben. Das waren nicht einmal 10 % der Jagdstrecken im betreffenden Jahr in Deutschland. Wenn Tausende von Erdkröten auf ihrem Weg zum Laichplatz überfahren werden, fällt dieser Massentod auf der Straße auf. Amphibien-Leitplanken und Tunneln zur Unterquerung wurden mit viel Einsatz von Helfern und auch von Geld gebaut. Doch was nützt es den Kröten, wenn ihre Teiche von der Landwirtschaft zuge düngt und für ihre Kaulquappen untauglich werden oder wenn Fische eingesetzt worden sind, weil auch noch die kleinsten Wasserlöcher „ordentlich befischt“ werden müssen? Die Unterbindung des regelmäßig-unregelmäßigen Entstehens von Kleingewässern schädigte die Bestände von Fröschen, Kröten und Molchen weit aus mehr, als die Amphibienschutzzäune wieder gutmachen konnten. Der Straßenverkehr allein ist jedenfalls nicht schuld an ihrem Rückgang.

Noch weniger sind es die Naturfreunde oder gar die Sammler. Die Einschränkungen und Betretungsverbote für Naturschutzgebiete, die in Deutschland gesetzlich erlassen wurden, brachten keineswegs die erhofften Besserungen. Sie trafen die Falschen. Der Beweis ihrer Notwendigkeit steht nach wie vor aus. Die Hoffnung, dass zugunsten der zu schützenden Arten entsprechend positive Wirkungen erzielt worden sind, hat sich nicht erfüllt. Wo in der Tat Störungen auftreten, weil die Arten, um die es geht, scheu sind, liegt die Scheu nicht an den Naturfreunden und Besuchern, sondern an der Verfolgung, der diese Arten ausgesetzt sind. Sie muss unterbunden werden, nicht das Interesse der Besucher! Solange in Schutzgebieten, wie „Europareservaten für Wasservögel“ und „Feuchtgebieten von internationaler Bedeutung“ oder in so genannten, jedoch meistens nicht

GLEICHE REGELN FÜR ALLE: WO IM NATURSCHUTZGEBIET JÄGER JAGEN UND ANGLER FISCHEN DÜRFEN, DARF AUCH DEN ANDEREN BESUCHERN KEINE NENNENSWERTE EINSCHRÄNKUNG AUFERLEGT WERDEN

„Wenn es zutrifft, dass der deutsche Durchschnittsbürger noch sieben Tier- und fünf Pflanzenarten kennt, aber 19 Automarken, dann müssen wir über die Bildungspolitik nachdenken.“

Hubert Weinzierl, dt. Naturschützer, 1983-98 Vorsitzender Bund für Umwelt u. Naturschutz Deutschland (BUND)

wirklichen „Nationalparks“ gejagt werden darf, werden die attraktiven Arten scheu bleiben. Und störungsanfällig.

Noch weniger begründet sind die Ge- und Verbote in Schutzgebieten, in denen es um Pflanzen oder um Insekten oder andere Kleintiere geht, die von vornherein nicht „störungsanfällig“ sind. Die Hauptwirkung der Schutzmaßnahme besteht dann in der Abwehr von interessierten Menschen, die mehr oder minder direkt zum Feind des Naturschutzes gemacht werden, weil sie an der Natur interessiert sind. Einen größeren Fehler hätte der Naturschutz kaum machen können. Auf diese Weise verliert er seine besten Verbündeten. Sie wurden systematisch der Natur entfremdet. Sogar in der Stadt werden die Tendenzen unübersehbar, die „Biotop“ mit hohen Zäunen abzusperren. Die Menschen sollen auf den sauber gepflegten, kurz geschnittenen Liegewiesen bleiben und an den dafür vorgesehenen Stellen ins Wasser der Badeseen steigen. Wenn sie „in die Natur“ wollen, sollen sie das doch bitte irgendwo anders machen, auf dem Balkan zum Beispiel, wenn sie das Risiko eingehen.

SO DARF ES NICHT SEIN

Dafür ist die Natur zu schön, zu wertvoll und auch zu wichtig für die Menschen jeden Alters. Schutz und Erhaltung werden nur gelingen,

Dramatische Situation in Deutschland

Kinder und Jugendliche

dürfen keine Insekten mehr sammeln, weil alle Arten, die schön und interessant aussehen, unter Schutz stehen. So wird ihnen auch im Biologieunterricht kaum noch etwas Lebendiges gezeigt, weil die Fachlehrer nicht mehr wissen, was sie noch ohne besondere (und langwierige) Genehmigung zeigen dürfen. Der tote Vogel, der am Schulfenster verunglückte, muss im „Kreislauf der Natur“ (des Schulhofs!) gemäß der Vogelschutzverordnung verbleiben, weil es sich um eine Meise, um einen Gimpel oder um einen Buchfinken handelt (alles geschützte Arten!). Der Kadaver wird dann heimlich in der Mülltonne entsorgt. Umso mehr beklagt „der Naturschutz“ den Rückgang des Interesses an der Natur. Neueste Erhebungen zeigen erschreckende Tendenzen. Die vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit in Auftrag gegebene und von O. Kuckartz & A. Rheingans-Heinze (2004) erarbeitete Studie Umweltbewusstsein in Deutschland 2004 weist einen eklatanten Abfall in der Bewertung der Wichtigkeit in den beiden Altersgruppen unter 20 und 20-24 Jahre aus. Fast zwei Drittel aller Befragten sahen keine wesentlichen Fortschritte im Naturschutz.

Abgesehen von den verbandsinternen Blättern der Naturschutzverbände gibt es kaum noch Naturschutzzeitschriften; der diesbezügliche Büchermarkt ist stark geschrumpft. Das Schwinden des Interesses ist unübersehbar geworden. Die Fachverbände wie etwa Gesellschaften von Insektenforschern (Entomologen) beklagen, dass der Nachwuchs an Interessierten ausbleibt.

Der Schwund hat System:

Die Artenschutzbestimmungen verhindern die Anlage privater Sammlungen weitestgehend. Welcher Jugendliche würde aber gleich mit nicht geschütz-

ten, äußerst schwer zu bestimmenden Zuckmücken beginnen wollen? Eine Sammlung zu dieser Gruppe kann man nicht einmal „vorzeigen“. Die massiven Einschränkungen des Sammelns betreffen sogar die staatlichen wissenschaftlichen Sammlungen. Das andere Ministerium erschwert ihnen, was das eigene als Dienstaufgabe vorgegeben hat. So darf der Staat paradoxerweise nicht einmal richtig für sich selbst sammeln, um die wissenschaftlichen Grundlagen für seine Beurteilungen und Entscheidungen verfügbar zu haben. Im Computer gespeicherte „Daten“ werden als ausreichend erachtet, obgleich gerade diejenigen Personen, die damit zu arbeiten haben, Qualität und Ursprung der Daten im Gelände sowie die Arten selbst meist überhaupt nicht kennen. Staatliche Naturschutzbehörden wie private Naturschutzverbände, die Arten schützen wollen, entziehen auf diese Weise dem Naturschutz die Grundlagen an Menschen und Wissen. Sehenden Auges, weil das System es so will und weil nicht geändert werden kann, was seit Jahrzehnten so läuft. Bis zum bitteren Ende wahrscheinlich. In diesem Befund verdichtet sich die pessimistische Sicht zur Zukunft der Arten.

Es sieht nicht gut aus, gar nicht gut! Die Natur wird zunehmend tabuisiert. Nach der Trennung von Wald und Weide und Wald und Wild soll schließlich auch der Mensch nach Möglichkeit vollends von der Natur getrennt werden. Er wird umso naturverträglicher, je weniger er sich in die Natur hinausbegibt. Naturersatz flimmert ja über die Bildschirme. Sein „ökologischer Fußabdruck“ belastet längst die ganze Erde bis zum Übermaß. Also soll er wenigstens seinen Fuß nicht direkt in die Natur setzen. Dann sieht auch die große Mehrheit nicht mehr; was draußen in der Natur wirklich vorgeht. Unbefugte werden sich keine Gedanken machen.

wenn möglichst viele Menschen wieder an die Natur herangeführt werden. Die Verbote, die nichts genutzt haben, müssen fallen. Wie der Nachweis fehlt, dass die Beschränkungen gewirkt haben, sollten sie auch schleunigst aufgehoben werden.

Solange frei lebende Tiere einfach mit der überkommenen Zuordnung „jagdbar“ verurteilt bleiben, dürfen die anderen Tiere und Pflanzen nicht in vergleichbarer Weise mit „unter Naturschutz“ abgeurteilt werden. Schutzmaßnahmen sind sinnvoll, wo sie nötig sind. Die Notwendigkeit muss der Erfolg beweisen. Das gilt für nichtjagdbare Arten, die geschützt werden, gerade so wie für jagdbare, die zugunsten jagdlich interessanter Arten bekämpft werden (sollen). Nur wenn es gelingt, für den Umgang mit den Arten frei lebender Tiere und Pflanzen gleiche Regeln für alle zu finden, werden sie auch von allen angenommen werden. Dann sieht die Zukunft der Arten nicht mehr so schlecht aus. Wo die Mähmaschine abrasieren darf, was wächst und blüht, hat der Artenschutz offensichtlich keinen Sinn. Die Ausnahmen entwerten die Regel und verhindern das Erreichen des Ziels. Es ist besser, die Naturfreunde sehen und erleben das selbst in großer Zahl. Ziele des Naturschutzes werden sich dann eher und mit größeren Mehrheiten erreichen lassen. Daher sollte ernstlich erwogen werden, staatliche Naturschutzgebiete zur Betreuung und Öffnung für die Bevölkerung in die Hände privater Naturschutzorganisationen zu geben. Die besten Schutzgebiete und die besten Schutzerfolge international verzeichnen solche Länder, in denen dies der Fall ist oder wo ein Netzwerk erstklassiger privater Schutzgebiete mit den staatlichen konkurriert. Die Natur muss für den Menschen wieder attraktiv gemacht werden. Dann wird man sie auch erhalten wollen.

DIE ZIELE DES NATURSCHUTZES WAREN GUT UND RICHTIG

Sie sind es grundsätzlich immer noch: Die Artenvielfalt soll erhalten bleiben: die Schönheiten der Natur auch! Doch es waren offensichtlich nicht die geeigneten Methoden und die richtigen Wege, die gewählt und eingeschlagen worden sind. Das lässt sich aber korrigieren. Noch ist es bei aller Untergangsstimmung, die über die Natur verbreitet wird, nicht zu spät. Die Gesellschaft als Ganzes hat sogar ein Recht darauf, dass die nötigen Korrekturen vorgenommen werden. Denn die Natur gehört allen. Der staatliche Naturschutz hat als Treuhänder zu wirken. Im besten Sinne für die Menschen und für die Natur, nicht gegen beide.

Diese Forderungen gelten somit der Zukunft der Arten wie auch den Interessen der Menschen, welche die Tiere und Pflanzen als Wert an sich betrachten und ihre Erhaltung für die Zukunft sicherstellen wollen. Sie richten sich keineswegs gegen den Naturschutz. Sehr viele Naturschützer haben sehr viel für die Natur getan und ihre Leistungen sind gerade im Artenschutz ganz hervorragend. Doch ihre Bemühungen verdienen bessere Früchte. Die Tier- und Pflanzenarten sind es auf jeden Fall auch wert. Um ihre Zukunft geht es; hierzulande, nicht irgendwo! „Die Zeiten sind schlechter als man denkt“, schrieb Goethe vor mehr als 100 Jahren. Wir können sie wieder besser machen!

Autor: Dr. Josef H. Reichholf, Leiter der Abteilung Wirbeltiere an der Zool. Staatssammlung München und Professor für Biologie und Naturschutz an beiden Münchener Universitäten. Textauszüge (redig.) aus seinem Buch „Die Zukunft der Arten – Neue ökologische Überraschungen“, mit freundlicher Genehmigung des C. H. Beck Verlages.

Die Zukunft der Arten

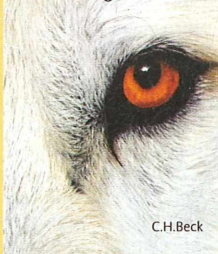
Neue ökologische Überraschungen

Ein Buch über den Wandel der heimischen Natur und die Ziele und Irrtümer des modernen Naturschutzes. Was vielen als ein Verarmen der Natur erscheint, ist zunächst nichts anderes als der Ausdruck für den Wandel der Natur. So findet das beklagte Artensterben zumindest in Deutschland nicht im befürchteten Umfang statt. Im Gegenteil: Laut Angabe des Bundesamtes für Naturschutz leben in Deutschland 48.000 Tierarten – das sind 4.000 mehr als noch vor zwanzig Jahren bilanziert worden war.

So erfreulich Zahlen wie diese insgesamt sein mögen, unter den vielen Tier- und Pflanzenarten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz finden sich auch solche, die es hier bislang nicht mehr oder nicht in diesem Umfang gegeben hat. Was steckt hinter dieser allgemeinen Dynamik der Natur? Hat es sie schon immer in dieser Form gegeben, und welche Rolle kommt dabei den menschlichen Eingriffen in die Natur und Umwelt zu?

Dieses Buch bietet einen Überblick über den gegenwärtigen Zustand der heimischen Natur und bezieht Stellung zu der heiß diskutierten Frage, welche Natur wir eigentlich schützen wollen.

Josef H. Reichholf
Die Zukunft der Arten
Neue ökologische
Überraschungen



Josef H. Reichholf. Beck Verlag, 2. durchgesehene Auflage 2006, 240 Seiten, Grafiken, gebunden, EUR 20,50, ISBN 3-406-52786-8

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 2006

Band/Volume: [2006_4-5](#)

Autor(en)/Author(s): Reichholf Josef

Artikel/Article: [Zur Diskussion: Die Zukunft der Arten Natur im Wandel - Wandel der Betrachtungsweise 16-21](#)